

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 9 (1996)

Artikel: Hanf, Flachs und Tabak : von unseren Feldern fast oder ganz Verschwundenes
Autor: Suenderhauf, Maja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893161>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hanf, Flachs und Tabak

Von unseren Feldern fast oder ganz Verschwundenes

Maja Suenderhauf, Buchs

Hanf

Hanf, eine uralte Kulturpflanze, ist nach Jahrtausendelanger Nutzung durch den Menschen während langer Jahrzehnte in fast völlige Vergessenheit geraten. Gegen Ende der sechziger Jahre erlebte dann das Kraut eine neuerliche Blüte, allerdings nicht mehr als Nutzpflanze, sondern als Sucht-, Genuss-, Rausch- und Betäubungsmittel¹ und war in der Folge mehr in den Medien und in Polizei- und Gerichtsakten als in landwirtschaftlichen Berichten präsent. Seither ist die Diskussion um den Hanf nicht mehr verstummt, wenn sie auch nicht mehr mit solch emotionaler Heftigkeit geführt wird wie noch vor einigen Jahren. Vermehrt besinnt man sich heute wieder auf die guten ökologischen Eigenschaften des Gewächses, die den Ansprüchen einer naturnahen Landwirtschaft entgegenkommen würden und die vielleicht dem einen oder andern Landwirt die Möglichkeit gäben, aus einem Nischenprodukt wirtschaftlich Gewinn zu erzielen und dem Hanf als Faserpflanze wieder zu neuer Popularität zu verhelfen.²

Dem steht die im Jahre 1951 erlassene Prohibition entgegen, die die Nutzung des Hanfs als Genuss- und Betäubungsmittel und damit in der Praxis jeglichen Anbau verbietet.

Es ergibt sich die etwas groteske Situation, dass zwar die Kultivierung von Hanf zur Produktion von Textilfasern, Papier oder Pflanzenöl nicht als strafbar gilt, hingegen die Verwendung zu Genuss- oder Rauschzwecken gesetzlich verboten und damit strafbar ist. Es müssten also ständig Kontrollen durch die Polizei vorgenommen werden, ein Aufwand, der sich weder personell noch finanziell lohnen würde. Der Ruf nach einer Liberalisierung des Betäubungsmittelgesetzes wird immer vernehmlicher, da auch in medizinischer Hinsicht die Gefährlichkeit des Hanfrauchens immer mehr in Frage gestellt wird. Im oben zitierten Artikel in der «Neuen Zürcher

Zeitung» vom 6. Januar 1995 stellt sich der Autor die Frage, ob «angesichts der ökonomischen Perspektiven nicht vieles dafür spreche, das Hanfverbot in der Schweiz aufzuheben», zumal ja die Prohibition sich als weitgehend wirkungslos erwiesen habe.³

So wachsen heute die Hanfpflänzchen nur noch in Töpfen und Blumenkistchen in Hinterhöfen, auf unsern Feldern sind sie nicht mehr anzutreffen. Dass dies nicht immer so war, belegen viele Flurnamen, die direkt auf die Pflanze oder auf ihre Verarbeitung hinweisen. Allein im Werdenberg finden sich über 20 Bezeichnungen, die beweisen, dass der Hanf auch bei uns eine weitverbreitete Agrarpflanze war, die den Bedarf an Fasern zur Textilgewinnung und zur Fabrikation von Seilen zumindest teilweise decken konnte. Fast jede Gemeinde, manchenorts sogar jedes Gehöft, hatte eines oder mehrere Hanfländer oder Hänferli.⁴ Manchenorts konnten sich diese bis

in die vierziger Jahre hinein erhalten. Besonders Randflächen eigneten sich gut zum Anbau von Hanf, aber auch Waldränder, trockengelegte Riedflächen und verrottete Miststöcke. Das schnelle Wachstum, die Resistenz gegen Schädlinge und Krankheiten wie auch ihre völlige Anspruchslosigkeit machten sie zur idealen Pionierpflanze, die problemlos mehrere Jahre hintereinander auf dem gleichen Boden gezogen werden konnte.

Die dezentrale und einzelbetriebliche Anbauweise sowie die aufwendige, arbeitsintensive Verarbeitung bedingten allerdings, dass der Ertrag die Nachfrage schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr ganz decken konnte. Auch verloren mit den Baumwolle-Importen aus Amerika und Asien die einheimischen Faserpflanzen zunehmend an Bedeutung. Einzig als Seilfaserlieferant konnte sich der Hanf bis nach der Mitte unseres Jahrhunderts behaupten und wurde erst danach mehr und mehr

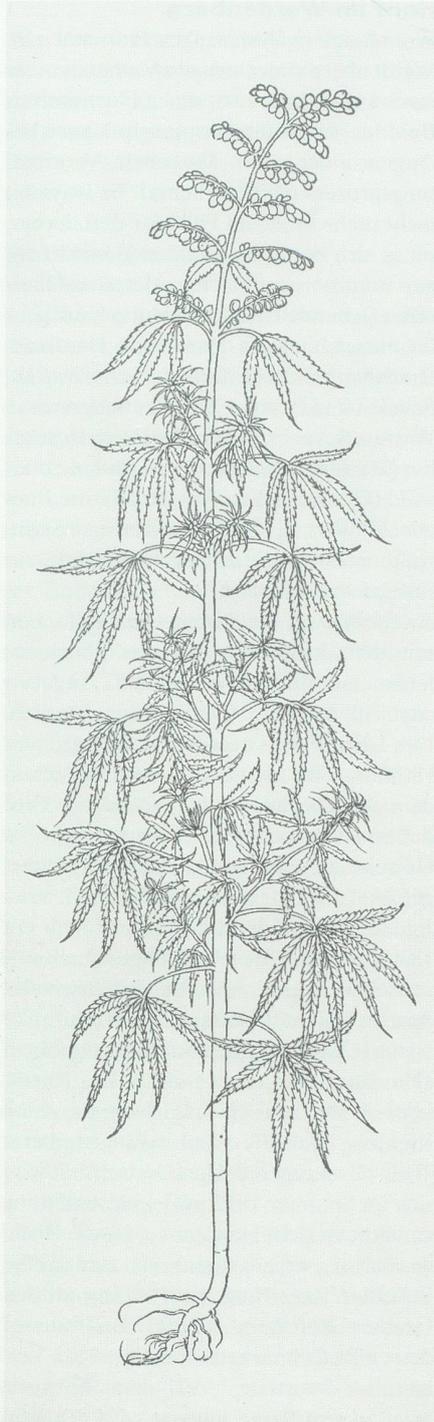
Weibliche und männliche Pflanzen nebeneinander auf dem Hanffeld. Der Anbau bietet – zumindest in biologischem Sinn – keine Probleme, die Pflanze ist anspruchslos. Bild: Landwirtschaftliche Schule Rheinhof, Salez.



ersetzt. Auch die Verarbeitung der Hanfsamen zur Öl- oder Futtergewinnung geriet angesichts der weltweiten Verbreitung besserer Ersatzprodukte immer mehr in Vergessenheit und beschränkte sich auf die Verwendung zum Hausgebrauch.

In der Volksmedizin fanden Hanfprodukte noch bis in die fünfziger Jahre hinein Ver-

**Indischer Hanf (*Cannabis indica*).
Weibliche Pflanze aus einem Kräuter-
buch von 1543. Bild aus Lehane 1978.**



wendung. Beim Durchblättern alter Zeitungen stösst man hier und dort auf Inserate, die Hanföl oder Haschisch als Heilmittel gegen Hühneraugen, Warzen oder Hornhaut anpreisen.⁵ Hanfsamen wurden zusammen mit Milch oder Wasser gekocht und der Absud als «Hilfe bei Entzündungen der Nieren oder auch gegen Husten» eingenommen. Hanfumschläge oder -wickel sollten bei Gicht oder Rheumatismus Linderung bringen, und die zerstoßene Wurzel heilte Verbrühungen und Brandwunden.⁶ Als Genussmittel fanden die getrockneten Blätter Verwendung: Die berühmten «Sonntagspfeifen» der Emmentaler Bauern bestanden zur einen Hälfte aus Hanfblättern, zur andern aus Tabak. Das «Sonntägliche» an dieser Mischung war wahrscheinlich eher der teure Tabak, den sich nicht alle leisten konnten, das Hanfkraut wurde in diesem Zusammenhang auch als Arme-Leute-Kraut bezeichnet. An die sehr arbeitsintensive Verarbeitung des Hanfs erinnern sich heute noch viele ältere Bäuerinnen und Bauern.

Viel Arbeit

Gegen Mitte April erfolgte die Aussaat, wobei diese, wie auch die meisten anderen Arbeiten im Zusammenhang mit der Faser- oder Textilproduktion, weitgehend den Frauen oblag. In einer «kulturwissenschaftlichen Skizze» von 1919⁷ wird empfohlen, die Samen nicht zu dicht zu streuen, da sonst die Stengel zu grob und damit für die Faserverarbeitung ungeeignet wachsen würden. Gegen unerwünschten Spatzenbesuch sollte dem Saatgut viel Getreidespreu oder -stroh beigemischt werden. Danach wurde das Feld bis zur Ernte nicht mehr betreten; dank des üppigen Wachstums entfiel das mühsame Jäten zwischen den einzelnen Pflanzen.

Die Erntemethode wurde weitgehend durch die Zweihäusigkeit der Hanfpflanze bestimmt, das heisst, dass im gleichen Feld männliche und weibliche Vertreter als einzelne Pflanzen nebeneinander wuchsen. Da die männliche Pflanze ausschliesslich wegen des Bastes (der Faser) und die weibliche wegen der Samen geerntet wurde, die Faserreife zeitlich jedoch nicht mit der Samenreife zusammenfiel, war in kleineren Anbauflächen ein mühsames Ausraufen jeder einzelnen Hanfpflanze notwendig. Erntemonate waren der August und der September. Um einen möglichst guten Bast zu erhalten, wurden die männlichen Pflanzen zwei bis drei Wochen vor

den weiblichen geerntet («gerauft»). Letztere lieferten nebst dem Samen noch einen Bast von minderer Qualität. Die Bezeichnungen für die männliche und die weibliche Pflanze beruhen auf einem merkwürdigen sprachlichen Irrtum: Der schwächere männliche Hanf wird «Fimmel» genannt, was auf das lateinische *femella* (= Weibchen) zurückgeht. Die stärkere weibliche Pflanze nannte man «Mäschel», also *mascula*, was «männlich» bedeutet. Warum es zu dieser Verwechslung kam, ist unklar, vielleicht war es in früheren Zeiten nicht denkbar, dass etwas Starkes dem weiblichen Geschlecht zugeordnet werden konnte!

Der Hanf musste, wie übrigens auch der Flachs, eine Reihe weiterer Verarbeitungsschritte über sich ergehen lassen. Als nächstes wanderten die geschnittenen Halme in die Röstgruben (Hanfros, Ros oder Rösli). Diese waren zirka einen bis zwei Meter tief in die Erde gegraben und befanden sich meist in der Nähe von Gewässern, Tümpeln oder Weihern. Die Halme wurden mit Wasser knapp bedeckt, mit Steinen beschwerte Bretter hielten die Bündel unter Wasser. Der einsetzende Fäulnisprozess besorgte nun das Loslösen des Bastes von den weicheren Stengelteilen. Dieser Vorgang wurde Rösten genannt und dauerte etwa 10 bis 14 Tage, je nach Kalkgehalt des verwendeten Wassers. Das Röstwasser des Hanfs diente manchenorts als Schädlingsbekämpfungsmittel, vergiftete allerdings auch die Fische, so dass verboten wurde, den Hanf in offenen Gewässern zu rösten. Nach dem Rösten gelangten die Hanfstengel in die Haus- oder Felddarre, worauf die mechanische Weiterverarbeitung begann. Ende Oktober erfolgte die nur in der Hanfverarbeitung übliche, wahrscheinlich sehr alte Methode der Bastgewinnung, das Schleizen. Dabei wurde der Bast mit den Fingern von jedem einzelnen Stengel abgestreift. Im Bündner Oberland, das bis in die letzten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts ein Zentrum der Hanfverarbeitung war, wurden jeweils Schleiz-Stubeten abgehal-

1 Drogenbericht 1983.

2 Giger 1995.

3 Giger 1995.

4 Vgl. Stricker 1995.

5 Werdenberger Jahrbuch 1993, S. 45. Inserat aus dem «Werdenberger & Obertoggenburger» 1893.

6 Schröter 1911.

7 Vgl. Hager 1919.



Schleizen des Hanfs im Bündner Oberland (Danis). Fotografie aus dem S.A.C.-Jahrbuch 1908 in Hager 1919.

ten, und manche Redensart, manches Lied oder Sprichwort bezog sich auf diese geselligen, oft bis in die frühen Morgenstunden dauernden Zusammenkünfte.

In diesem Zusammenhang ist auch interessant, dass damals die gesamte Hanfernte aus dem Wartau ins Bündner Oberland zur Faserverarbeitung geschickt wurde; die fertigen Seil- oder Textilfasern wanderten wieder zurück zum Produzenten.

Die größeren Stengel wurden nun in einen Brechstuhl gelegt, ein bankartiges Gestell mit einem Hebelarm aus drei oder vier einzelnen Latten. Er wurde auf die Fasern gedrückt und gequetscht, bis diese die erforderliche weiche Konsistenz hatten. Die auf diese Weise gewonnene Faser soll der durch Schleizen erhaltenen in Qualität zwar nachstehen, trotzdem wurde schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts das aufwendigere Schleizen zugunsten des einfacheren zu bewerkstellenden Brechens aufgegeben.⁸ Nach dem Brechen mussten die Fasern durch einen weiteren Klopf- und Reibprozess noch weicher gemacht werden. Mit einem kurzen, schweren Holzhammer oder mit dem Dreschflügel klopfte man die Hanfbündel auf dem Tennboden aus. Oft übernahm auch die an ein Wasserrad angeschlossene Stampfe die Arbeit; demselben Zweck dienten manchenorts die Hanfmühlen, in denen während mehrerer Stunden ein schwerer Mühlstein über die Hanffasern rollte.

Der letzte Arbeitsgang war das Hecheln des Hanfs, wodurch die noch zusammenhängenden Fasern in Einzelfasern aufge-

löst werden sollten. Der Hechelkamm, ein Brett mit eingelassenen hölzernen oder eisernen Nägeln (Zähnen), wurde zwischen die Füße geklemmt und mit der einen Hand festgehalten. Mit der anderen zog man die zu losen Zöpfen geschwungenen Stränge zwischen den Nägeln durch. Auch diese Arbeit wurde traditionell in Gesellschaft verrichtet und gab willkommene Gelegenheit zu nachbarlicher Geselligkeit und zum Austausch der neuesten Dorfnachrichten, zum «Durchhecheln» des einen oder anderen Ereignisses oder Gerüchtes.

Kurz vor dem Spinnen wurden die Hanfzöpfe nochmals gehechelt, für die Seile erübrigte sich der Hechelvorgang.

Die später reifenden weiblichen Hanfpflanzen verblieben bis gegen Ende September auf dem Feld und wurden dann wie ihre männlichen Vorgänger einzeln ausgerupft, zu Garben gebunden und zum Trocknen entweder auf dem Feld belassen oder auf dem Heuboden oder Estrich ausgelegt. Aus den gedörrten Fruchtständen (Rispen) klopfte man die Samen mit einem Stecken oder einem flachen Holzhammer aus. Ein grobmaschiges Sieb sonderte die Samen von den Blatt- und Stielresten. Mancherorts wurden die Hanfrispen auch geriffelt, das heisst über einen Kamm gezogen, der in der Mitte einer Sitzbank eingelassen war (Riffelkamm). Diese Art der Kapselgewinnung war vor allem auch beim Flachs üblich (siehe unten).

Noch vor etwa hundert Jahren war die Gewinnung von Hanföl aus den Samen vieler-

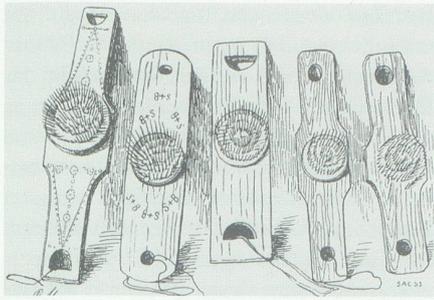
orts üblich. Die aber schon damals eher geringen Anbauflächen lohnten das Ölpresen nicht mehr. Hanföl wurde seines bitteren Beigeschmackes wegen nicht in der Küche verwendet, sondern diente hauptsächlich als Maleröl. Die überschüssigen, nicht als Tierfutter oder Saatgut gebrauchten Hanfsamen wurden in der Stampfmühle zerrieben und der so gewonnene Brei dem Schweinefutter beige-mengt.

Hanf im Werdenberg

Wie schon erwähnt, zeugen Flurnamen im Werdenberg vom einstigen Vorhandensein einer Hanf- und auch einer Flachskultur. Beide sogenannten Gespinnstpflanzen bedingen einen sehr ähnlichen Verarbeitungsprozess (siehe Schema). Es ist somit nicht mehr in jedem Fall klar definierbar, ob es sich bei den einzelnen Bezeichnungen nun um eine Flachs- oder eine Hanfreibe gehandelt hat. Eindeutig sind aber die Bezeichnungen Hampfera, Hanfland, Brachhanfland, Hänferli in Buchs, Wartau, Sevelen und Grabs. Eine Ribli finden wir in Wartau, Sevelen und Grabs, Röste in Sevelen (Hänslis Ros, Hinnerros) und in Sennwald (Oberrosacker, Ros, Rösli), die Bleiche in Wartau, Grabs, Gams und Sennwald; in Wartau, in Sevelen und Gams Stampfe oder Stampf.⁹

Zweifellos war der Anbau von Hanf schon seit dem Mittelalter bei uns üblich; es fehlen allerdings verlässliche Angaben dazu, in welchem Umfang dies geschah. Der Lein (Flachs) verdrängte die gröbere Hanffaser für die Tuchherstellung schon damals, doch wurde der Anbau zur Produktion von Seilfasern oder für gröbere Gewebe für den Eigenbedarf noch weitergeführt (etwa für die Seilerei Gams).

Johann Rudolf Steinmüller erwähnt um 1800 in seiner «Beschreibung der schweizerischen Alpen und Landwirtschaft», dass im Rheintal «sehr viel Hanf, und zwar äusserst langer», angebaut und zu grobem «Haustuch» verarbeitet werde. Der Rheintaler sei aber sehr anspruchsvoll, was seine Kleidung betreffe, und würde feineres Tuch bevorzugen.¹⁰ Marx Vetsch befasste sich im Sommer 1812 mit einer Anleitung zu verbessertem Hanfanbau, einem Buch, das damals neu erschienen war und das die St.Galler Regierung zur Prüfung an den Grabser Reformen sandte, damit dieser dessen Brauchbarkeit für die hiesigen Verhältnisse beurteile.¹¹ Aus dem Antwortbrief an den Regierungsrat wird deutlich,



Hechelkämmen in verschiedenen Grössen. Bild aus Hager 1919.

dass Vetsch der Begeisterung des Autors nicht ganz zustimmen mochte. Er fragte sich auch, ob sich das Werdenberger Klima überhaupt eignen würde, um Hanf und Flachs in grösserem Umfang als bisher anzubauen.¹²

Statistisches

Verlässlichere Angaben liefern die Jahresberichte der Landwirtschaftlichen Gesellschaft des Kantons St.Gallen (gegründet 1819), die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts erschienen. Sie waren die Vorläufer der späteren Anbaustatistiken des Amtes für Landwirtschaft. In diesen Berichten werden die Anbauflächen sowie die Erträge vermerkt, wobei oft Hanf und Flachs zusammengefasst aufgeführt werden. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts erlebte dieser Anbauzweig gemäss Statistik einen rasanten Niedergang. In einem Aufsatz von J. H. Thalmann, der 1910 in Frauenfeld erschien,¹³ beklagt der Autor 40 Seiten lang das Verschwinden der Hanf- und Flachskultur und betont vor allem die Bedeutung des Spinnens und Webens von selbstgezogenen Faserpflanzen für die Erziehung von Frauen und Mädchen zu grösserer Tugendhaftigkeit und Häuslichkeit. Vor dem Ersten Weltkrieg war der Anbau von Flachs und Hanf im Werdenberg beinahe gänzlich verschwunden. 1919 erwähnt die Anbaustatistik für den ganzen Bezirk wieder eine Fläche von 2121 Quadratmetern. Offenbar wurden während des Krieges kleinere Flächen zur Selbstversorgung neu angebaut. 1926 wurden im ganzen Werdenberg noch ganze 15 Quadratmeter aufgeführt.

In der Zwischenkriegszeit bis zum Jahre 1939 fehlen Hanf und Flachs gänzlich in den Statistiken. Erst der Zweite Weltkrieg vermochte den Anbau wieder neu zu beleben. 1941 wurde im ganzen Bezirk von einem Pflanzler weniger als eine Are angebaut, 1942 waren es 20 Pflanzler, die zu-

sammen auf einer Fläche von etwa einer Are produzierten. Trotz der Versorgungsprobleme kam es nicht zu einer weitgreifenden Neubelebung des Hanfanbaus. 1943 produzierten im gesamten Kanton St.Gallen 158 Pflanzler auf einer Fläche von 424 Aren Hanf, 1945 vergrösserte sich die Fläche auf insgesamt 555 Aren. Aber schon im folgenden Jahr vermerkt die Statistik nur noch 269 Aren.¹⁴ Die Normalisierung der Handelsbeziehungen brachte den endgültigen Niedergang. 1951 erfolgte, wie schon erwähnt, das Verbot des Anbaus zu Genuss- und Rauschzwecken, zudem verdrängten die aufkommenden synthetischen Fasern auch die Hanfseile.

Und heute?

Heute besinnt man sich wieder auf die lange Tradition des Hanfanbaus in der Schweiz und postuliert die Aufgabe der Prohibition und die Wiederbelebung dieses Anbauzweiges. Die ökologisch unbestreitbar wertvollen Hanfprodukte, seien dies nun Papier, Textilfasern oder Öl, werden als interessante Marktchancen für die Produzenten und als umwelt- und trendbewusste Konsumgüter für die Konsumenten diskutiert.

Produktionsschema von Flachs und Hanf nach Tobler 1950.



Flachs

Gleich dem Hanf reicht auch der Flachs anbau weit in die Vorgeschichte der Menschheit zurück. Funde von Flachssamen und -kapseln sowie Reste von Geweben beweisen, dass der Flachs seit dem Neolithikum in Europa, aber auch in Ägypten angepflanzt und verarbeitet wurde. Auch die Völker des Zweistromlandes bauten den Flachs an und waren für die Qualität der hergestellten Stoffe berühmt. Den Ägyptern gelang es, den Leinenstoff so leicht und durchsichtig wie Schleier zu verweben, gröberes Linnen wurde zur Herstellung von Zelten, Segeln und Binden für die Mumifizierung gebraucht. Auch im europäischen Mittelalter war es üblich, die Toten in Leinenkleidern zu bestatten.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war in Europa der Flachs die wichtigste Textilfaser pflanzlichen Ursprungs. Die Baumwolle war zwar schon seit dem 14. Jahrhundert im Abendland bekannt, eine Konkurrenz für den Flachs war sie damals aber noch nicht, da man es nicht verstand, die dünnen und kurzen Baumwollfasern zu spinnen. Die Verarbeitung von Flachs wird in unzähligen Bildern dargestellt, und es sind meist die Frauen, die diese Arbeiten verrichten. Die Gewebeverarbeitung, vor allem das Spinnen, war lange Zeit eine der wichtigsten weiblichen Beschäftigungen, die sowohl die Adelige, die Frau aus dem Bürgertum als auch die einfache Bäuerin zu verrichten hatten. In zahlreichen Märchen und Sagen, in vielerlei Bräuchen kommt die Bedeutung des Spinnens und Webens zum Ausdruck. Die Stellung des Flachses als meistgebrauchte Pflanzenfaser änderte sich jedoch schlagartig, als es um 1780 dem Engländer Richard Arkwright gelang, eine Maschine zu konstruieren, die imstande war, Baumwollgarne in der Stärke der üblichen Leinenkettfäden zu verspinnen. Damit begann der Siegeszug der Baumwolle. Der Flachs anbau suchte sich jahrzehntelang noch zu behaupten, ging aber seinem Niedergang entgegen, wenn auch der ame-

8 a. a. O., S. 147.

9 Vgl. Stricker 1995 in diesem Buch.

10 Vgl. Steinmüller 1804, S. 303 ff.

11 Waibel 1812.

12 Gabathuler 1981, S. 258 ff.

13 Thalmann 1910.

14 Vgl. Anbauerhebungen.



Flachsernte in Ägypten vor dreieinhalbtausend Jahren. Gut erkennbar ist das Raufen der Flachsstengel. Malerei in einem thebanischen Grab. Bild aus Lehane 1978.

rikanische Sezessionskrieg (1861–1865) eine allgemeine Baumwollknappheit auf dem Weltmarkt verursachte und dem Flachs zu einer nochmaligen kurzen Blüte verhalf. Doch die Flachskultur teilte ihr Schicksal mit dem Hanf; beide Pflanzen werden in landwirtschaftlichen Berichten und Statistiken meist auch nicht getrennt, sondern zusammen aufgeführt. Dies erschwert zwar die Eruiierung der genauen Anbau- und Ertragszahlen, aber die Mengen zur Zeit der gemachten Erhebungen sowohl beim Flachs als auch beim Hanf waren derart gering, dass detailliertere Angaben nicht gerechtfertigt schienen. Während der Hanfanbau in der Schweiz der Drogenproblematik wegen gänzlich (oder doch zumindest weitgehend) eingestellt wurde, sind vereinzelte Flachsfelder noch anzutreffen; von grösserer wirtschaftlicher Bedeutung sind sie jedoch nicht.

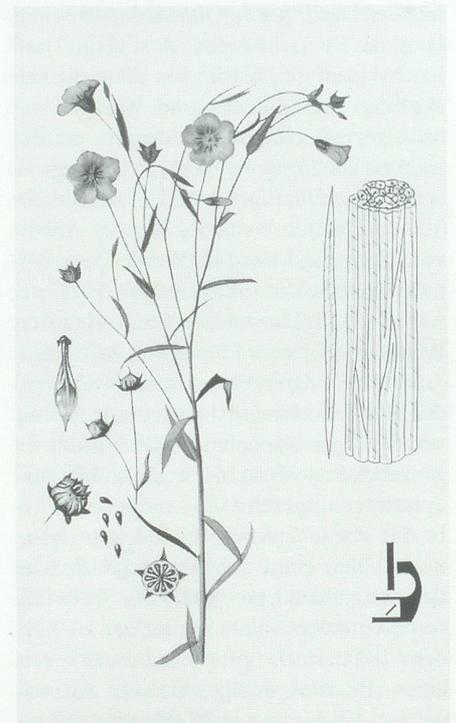
Vom Wachsen und der Verarbeitung des Flachses

Flachs wächst in allen gemässigten Zonen; er erträgt nur dann längere Hitzeperioden, wenn diese auf ausgiebige Regenfälle folgen (wie es zum Beispiel in Ägypten der Fall ist). Die Pflanze, zu Beginn ihres Wachstums Lein genannt, im Reifezustand dann Flachs, benötigt nährstoffreiche Böden. Ihr Anbau beschränkt sich auf Höhen bis zirka 1500 Meter über Meer. Zudem erschöpft das rasche Wachstum den Boden derart, dass nur alle sieben Jahre der glei-

che Boden wieder mit Flachs bebaut werden kann. Die Art des Säens ist für die spätere Verwendung der Textilfaser von ausschlaggebender Bedeutung: Um einen feinen Faden zu erhalten, sät man möglichst eng und stützt die feinen Halme mit Holzgestellen. Werden aber vor allem Flachssamen gewonnen, so sät man möglichst weit. Ebenso bestimmt die Absicht, Fasern oder Samen zu gewinnen, den Zeitpunkt der Ernte. Für eine besonders gute Faserqualität werden die Pflanzen vor der Samenreife geerntet. Der Flachs ist – im Gegensatz zum Hanf – eine zwitterblütige Pflanze. Die Stengel werden ebenfalls gerauft, das heisst, ganz aus der Erde gezogen und zu Bündeln zusammengebunden, die Pflanzenbündel durch den Riffelkamm gezogen, anschliessend im Wasser aufgeweicht, «geröstet». Die sich dabei entwickelnden Gärungsbakterien lösen die Zwischenwände der weicheren Gewebezellen auf, während diejenigen der zäheren Faserzellen stabil bleiben. Auf diese Weise werden in der Rinde die Faserbündel frei, die Fasern verlieren aber ihren Zusammenhalt nicht, wenn die Gärung nach einer bestimmten Zeit unterbrochen wird. Wie beim Hanf bestimmt der Härtegrad (beziehungsweise der Kalkgehalt) des Wassers die Dauer des Röstprozesses. Eine Variante der Wasserröste bildet die Tauröste. In Gegenden, wo reichlich Tau fällt, werden die Stengel auf der gemähten Wiese oder dem Stoppelfeld ausgebreitet.

Der Tau oder Regen, manchmal sogar der erste Schnee, besorgen dann das Rösten der Flachsstengel. Auf das Rösten folgt das Dörren oder Darren des Flachses, das in den sonnenarmen Gebieten Mittel- und Nordeuropas nur unter Mithilfe von künstlicher Wärme zu bewerkstelligen ist. Dabei besteht die Gefahr des Sich-Entzündens der Flachsstengel; es ist schon vorgekommen, dass deswegen ganze Häuser oder gar Dörfer ein Raub der Flammen wurden. An manchen Orten wurde darum das Dörren in Stuben und Backöfen von der Obrigkeit verboten, und man errichtete stattdessen Flachsdarren ausserhalb der Wohngebiete. Mit einem Hammer wird der Flachs geschlagen (= Bleuen) und auf dem Brechstuhl gebrochen. Als weiterer Arbeitsgang folgt das Schwingen. Der Flachs wird dabei über die Kante einer Bank gelegt und mit einem hölzernen Schwingmesser bearbeitet. Dadurch werden die Holzteile von der Faser getrennt, und es entstehen die langen Fasern, die zur nochmaligen Verfeinerung gehechelt werden. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war die Flachsbearbeitung ausschliesslich Handarbeit, später wurden durch die Konstruktion einer Hechelmaschine, die mit Walzen arbeitete, Versuche zur Mecha-

Lein (*Linum usitatissimum*) blüht im Juni und Juli mit hellblauen, fünfblättrigen Blüten. Bild aus Otto Schmeil, «Pflanzenkunde», Heidelberg 1978.



nisierung gemacht. Die je nach Bearbeitungsgrad verschiedene Feinheit der Faser bestimmte auch die Verwendung der gewonnenen Textilien. Der Abfall beim Schwingen ergab die grösste überhaupt noch spinnbare Faser. Sie diente der Erzeugung von grober Sackleinwand. Aus dem Hechel-Abfall wurde Gebrauchsleinwand hergestellt, die vor allem von den Bauern zur Fertigung von Hemden, Bettwäsche, Stall- und Heutüchern verwendet wurde. Das eigentliche Endergebnis der Flachsverarbeitung ist die sogenannte Reiste, die feine, hellgelbe, glänzende lange Faser, der Rohstoff für feines Weisszeug: Bettwäsche, Tischdecken, Handtücher, Servietten usw.

Flachs und Hanf lieferten nebst Textilfasern auch Öle. Die Leinsamen wurden zuerst gestampft und mit wenig Wasser vermischt. Dieser Brei wurde dann gepresst, in grossen Pfannen geröstet, der dampfend heisse Brei anschliessend in ein Tuch gepackt und nochmals durch die Presse getrieben. Das so gewonnene Öl fand in der Küche, als Medizin zum Einnehmen oder Einreiben bei Schmerzen oder auch als Lampenöl Verwendung.¹⁵

In zahlreichen Redensarten spiegeln sich die mannigfachen Bearbeitungsschritte des Flachses wider. So wurden zum Beispiel die Leiden, die der Mensch während seines Erdenlebens erdulden musste, mit der dem Flachs zugefügten «Gewalt» verglichen. Der Begriff des Durchhecheln wurde schon bei der Hanfverarbeitung erwähnt.

Flachsanbau im Werdenberg im Spiegel der Statistik

Im Werdenberg war, wie in vielen anderen Gegenden der Schweiz auch, bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Herstellung von Leinengeweben zum Eigenbedarf üblich.¹⁶ In Wartau, Grabs, Gams und Sennwald erinnern Flurnamen wie Farb oder Bleichi daran. Steinmüller beschreibt den Flachsanbau ebenfalls und bemerkt, dass zur Tracht des Rheintalers Hemden aus selbstgezogener und selbstgesponnener Leinwand gehörten. Zudem sei es üblich, Kleider aus sogenanntem Mäzzi-Stoff zu fertigen, das heisst aus Tuch, das zur einen Hälfte aus Leinen und zur andern aus Wolle bestand.¹⁷ Später, mit dem Aufkommen der Baumwolle, wurde der Leinenanteil durch dieses Gewebe ersetzt. Zu Beginn des Krieges 1914–1918 war der Anbau von Flachs (und Hanf) im Werdenberg

fast vollständig verschwunden. In der Landwirtschaftsstatistik für das Jahr 1917 fehlt Flachs als Hauptkultur in den Landwirtschaftsbetrieben gänzlich. Der Hanf vermochte sich, wie schon beschrieben, knapp über die Jahre des Zweiten Weltkrieges zu behaupten, der Flachs hingegen nicht. In der Gemeinde Wartau zum Beispiel fehlt er seit 1942 in den Statistiken der eidgenössischen Anbauerhebungen. Seither werden in unserem Bezirk keine Flachsmengen von Bedeutung mehr angepflanzt. Auch gesamtschweizerisch wird heute nur noch bei Zäziwil im Berner Emmental Flachs in etwas grösserem Rahmen angebaut; dort hat sich auch der Brauch des gemeinsamen Flachsbrechens erhalten (Brechtete).

Leinen, einst neben Wolle die wichtigste Textilfaser, hat noch einen Anteil von zwei Prozent am Welttextilmarkt. Unser «Leintuch» ist heute meistens aus Baumwolle oder aus einem Mischgewebe. Kaum eine Bäuerin verwebt heute noch ihren selbstgezogenen Flachs. Im Heimatwerk oder im Naturladen ist handgewobenes Leinen wohl noch erhältlich, und auch in der Modebranche wird, vor allem im Sommer, Leinenes angeboten. Der Rohstoff stammt heutzutage jedoch aus dem Ausland: Über 70 Prozent der gesamten Produktion stammen aus Russland, die restlichen 30 Prozent aus Irland, Belgien und den Balkanstaaten.¹⁸

Die erste Abbildung einer Tabakpflanze mit dem Vorgang des Rauchens (rechts) in einem Traktat, das 1576 in Antwerpen gedruckt wurde. Bild aus «Geschichte des Rauchens», Frankfurt 1986.



Tabak

Die Geschichte des Tabaks beginnt mit der Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus im Jahre 1492. Bei seiner Ankunft auf der Karibik-Insel Guanahani beschenkten die Indianer ihn und seine Gefährten unter anderem auch mit eigenartigen, getrockneten Blättern. Diese wurden von den Eingeborenen gerollt und angezündet, der Rauch wurde durch die Nase eingesogen. «Tabaco» wurden diese «Rauchröllchen» genannt, und sie waren, gemäss Kolumbus, ausserordentlich beliebt. Rauchen schien zu einem religiösen Ritual zu gehören. Die heimgekehrten Seefahrer demonstrierten in Spanien das Rauchen und wären beinahe der Inquisition zum Opfer gefallen: Aus Mund und Nase qualmend, erweckten sie den Verdacht, vom Teufel besessen zu sein. Das Interesse an allem, was von jenseits des Atlantiks kam, war schon damals gross, und schnell verbreitete sich die Kunde von der eigenartigen Pflanze, deren Blätter getrocknet, gerollt und geraucht werden konnten.

1560 schrieb der französische Botschafter am Hofe König Sebastians von Portugal, Jean Nicot, dem Kardinal von Lothringen einen Brief, worin er ein höchst interessantes indianisches Kraut beschrieb, das Wunden und Entzündungen heile und vielleicht auch der migränegeplagten französischen Königin Katharina von Medici zu helfen vermöchte.

Nicot verschaffte sich Samen der Tabakpflanze (*Nicotiana rustica*), die in der Neuen Welt und auf den Karibik-Inseln wild wuchs. Die ersten europäischen Tabakblätter wurden nun aber nicht geraucht, sondern getrocknet und sehr fein zerstampft. Das so gewonnene Pulver stopfte man sich in die Nase, und das Niesen, das dadurch ausgelöst wurde, brachte Erleichterung und diente als Medizin bei Kopfschmerzen. Der Schnupftabak fand schnell grossen Anklang in der noblen Gesellschaft. Zwar gab es schon damals kritische Stimmen, die den Tabakgenuss als gefährlich oder gar als gottlos anprangerten. Der englische König Jakob I. stellte sich an die Spitze der Rauchergegner und veröffent-

15 S. auch Hager 1919.

16 Thomann 1863, S. 3.

17 Vgl. Steinmüller 1804, S. 303 ff.

18 Auskunft Textilfachschule St.Gallen.



Die Beschreibungen rauchender Indianer beflügelten offensichtlich die Phantasie des spanischen Kupferstechers: Es wimmelt geradezu von Fabelwesen. Bild aus «Geschichte des Rauchens», Frankfurt 1886.

lichte um 1604 eine Schmähschrift, worin er das Rauchen als Modetorheit bezeichnete und den Tabak als Medizin ablehnte. Bis in die neueste Zeit hinein konnte sich aber trotz vieler Anfechtungen das Tabakschnupfen behaupten. Es wurde erst seit der Jahrhundertwende durch die Zigarette verdrängt. Die ersten Papierzigaretten wurden im 18. Jahrhundert in der Türkei gedreht, aber erst durch die industrielle Massenproduktion nach dem Ersten Weltkrieg vermochte sich die Zigarette auch gegenüber der Pfeife durchzusetzen und den Weltmarkt zu erobern.

Einheimischer Tabak

Um der zunehmenden Abhängigkeit von ausländischen Importen zu begegnen, wurde im waadtländischen Broye-Gebiet schon um 1720 Tabak in grösserem Umfang angebaut. Auch das Tessin und Südbünden eigneten sich des milden Klimas wegen für den Anbau der wärme- und hegelempfindlichen Pflanze. Im Rheintal war es wiederum Johann Rudolf Steinmüller, der um 1800 erste Versuche mit der Tabakkultivierung beschreibt. In den folgenden Jahren wurden an milden Lagen auch im Werdenberg immer wieder kleinere Versuche gemacht, die aber nie mehr Ertrag als für den Eigenbedarf abzuwerfen vermochten. 1864 wird im Bericht zuhanden der Landwirtschaftlichen Gesellschaft von Versuchen im Rheintal und im Oberland berichtet. Die amerikanischen Sämereien

erbrachten offenbar nicht die gewünschten Resultate. Die Bauern schrieben den Misserfolg einerseits der grossen Trockenheit, an anderer Stelle der zu grossen Nässe während der Vegetationszeit zu. Der Berichterstatter bezweifelt allerdings, dass dies die wahre Ursache sei, vielmehr fehle es an der nötigen Sorgfalt beim Anbau. Es sei zu bedauern, dass dieser Anbauweig

«Der Schnupfer». Karikatur um 1840. Bild aus «Bittersüsse Genüsse. Kulturgeschichte der Genussmittel», Wien 1886.



so sträflich vernachlässigt werde, da der Tabak gute Preise erziele und als Nebenverdienst nicht zu verachten sei. Im Werdenbergischen und im Sarganserland beschränke sich die Anpflanzung bloss auf Gärten zum «eigenen Gebrauch».

In seiner Rede zum Fünfzig-Jahr-Jubiläum der Landwirtschaftlichen Gesellschaft des Kantons St.Gallen im Jahre 1869 beklagt Präsident Friedrich von Tschudi das kleine Interesse am Tabakanbau und nennt die «geringe Betriebsamkeit der betreffenden Landleute» als Grund, dass Tabak nur «ganz sporadisch und im Kleinen» gepflegt werde.¹⁹

1871 wird von einer Überschwemmung im Werdenberg berichtet²⁰, die den auf einem «grösseren Stück Gemeindegut» angepflanzten Tabak vollständig zerstört habe. In der Folge werde nun hier der geringen Nachfrage wegen kein Tabak mehr angepflanzt. Die Qualität des einheimischen Produktes konnte mit den ausländischen Spezialitäten nicht konkurrieren. Der Inlandtabak eignete sich seines schwachen Aromas wegen nur als Pfeifen-, Schnupf- oder Kautabak. Zudem bereiteten ihm die ausländischen, stärkeren und auch kostengünstiger produzierten Tabake zunehmende Absatzschwierigkeiten, so dass gegen Ende des 19. Jahrhunderts die schweizerische Tabakproduktion vor dem fast vollständigen Zusammenbruch stand.

Werdenberger Tabak

Bis zum Jahre 1918 fehlt in den Anbaustatistiken für den Bezirk Werdenberg der Tabakanbau. Erst 1919 und dann wieder 1939 wird je eine Are Tabak vermerkt. Die Autarkiebestrebungen während des Zweiten Weltkrieges liessen den Anbau im Jahre 1940 auf 404 Aren ansteigen, die grösste Produktionsfläche, die hierzulande je bebaut wurde. Die Erträge dienten dannzumal aber nicht ausschliesslich der Zigarettenindustrie. Mit der Verknappung der Ölvorräte während des Krieges wurden Vorschriften erlassen, wonach auf einem bestimmten Anteil der Anbaufläche (im Jahr 1942 war es zum Beispiel ein Viertel) die Tabakpflanzen blühen zu lassen und die Samen zur Ölgewinnung abzuliefern seien. Im Hinblick auf die Lebensmittelknappheit und auf den Zwang zur Ausnützung aller verfügbaren Flächen (Anbauschlacht) zur Produktion von Lebensmitteln verzichtete man aber auf die Intensivierung und Vergrösserung des Anbaus.

Die Tabakblätter wurden von unten her abgeerntet, sobald sie die erforderliche Grösse erreicht hatten. Gewünscht waren grosse Blätter mit möglichst glatter Oberfläche und ohne allzu starke Blattrippen. Diese Blätter wurden in mühsamer Kleinarbeit aufgefädelt und in kleinen Blattbündeln auf dem Estrich oder Heuboden zum Trocknen aufgehängt, da im Werdenberg die hochstöckigen Tabaktrocknungshäuschen fehlten. Zur weiteren Verarbeitung gelangten die getrockneten Blätter schliesslich in die Fabriken, mit denen die Produzenten in Vertrag standen. Einzelne Tabakfelder standen im Bezirk Werdenberg noch bis in die fünfziger Jahre, so zum Beispiel in Buchs nördlich der Langäulstrasse oder im Studnerriet in Grabs. Der enorme Arbeitsaufwand sowie die grosse Konkurrenz zwangen aber schliesslich zur endgültigen Aufgabe dieses Anbauzweiges.

19 Tschudi 1869.

20 Senn 1872.

Quellen und Literatur

Anbauerhebungen: *Der schweizerische Ackerbau in der Kriegszeit*. Eidgenössische Anbauerhebungen 1939–1945. Bern.

Drogenbericht 1983: *Drogenbericht der Eidgenössischen Betäubungsmittelkommission, Subkommission Drogenfragen*. Bern 1983.

Gabathuler 1981: JAKOB GABATHULER, *Das Lebensbild des Markus Vetsch von Grabs, 1757–1813*. Schneider, Arzt und Agronom, Volkstribun, Politiker und Menschenfreund. St.Gallen 1981.

Giger 1995: ANDREAS GIGER, *Hanf, ein Nischenprodukt aus der Schweiz? Chancen aus der Liberalisierung eines «belasteten» Produkts*. – In: *Neue Zürcher Zeitung* Nr. 4, 6. 1. 1995. Zürich 1995.

Hager 1919: KARL HAGER, *Flachs und Hanf und ihre Verarbeitung im Bündner Oberland*. Kulturwissenschaftliche Skizzen. Bern 1919.

Lehane 1978: BRENDAN LEHANE, *Macht und Geheimnis der Pflanzen*. Frankfurt 1978.

Schröter 1911: *Schröters Schatzkästlein der Pflanzenheilkunde*. Basel 1911.

Senn 1872: WALTER SENN, *Mitteilung an das Militärdepartement des Kantons St.Gallen, Abteilung Landwirtschaft, betreffend Anfrage nach dem Tabakanbau im Werdenberg, 1872*. St.ASG.

Steinmüller 1804: JOHANN RUDOLF STEINMÜLLER, *Beschreibung der schweizerischen Alpen- und Landwirtschaft, nach den verschiedenen Abweichungen einzelner Kantone. Nebst einer kurzen An-*

zeige der Merkwürdigkeiten dieser Alpen. Zweytes Bündchen, welches die Alpen- und Landwirtschaft des Kantons Appenzell und der St.Galler Bezirke Rheintal, Sax und Werdenberg enthält. Winterthur 1804. Reprint Buchs 1987.

Stricker 1995: HANS STRICKER, *Ländliche Wirtschaft im Spiegel der Flurbezeichnungen*. – In: *Werdenberger Jahrbuch* 1996. Buchs 1995.

Thalmann 1906: J. H. THALMANN, *Eine dem Untergang entgegengehende Kultur*. – In: *Thurgauer Beiträge für vaterländische Geschichte*, Heft 46. Frauenfeld 1906.

Thomann 1741: CASPAR THOMANN, *Beschreibung der Frey-Herrschaft Sax. Von ihrer Beschaffenheit und Situation. Item Pollicey und Kirchenordnung*. Hg. NIKOLAUS SENN. St.Gallen 1863.

Tobler 1950: F. TOBLER, *Der Stand des Flachs- und Hanfbaues in der Schweiz*. St.Gallen 1950.

Tschudi 1869: FRIEDRICH VON TSCHUDI, *Rede zum fünfzigsten Jubiläum der landwirtschaftlichen Gesellschaft des Kantons St.Gallen*. St.Gallen 1869.

Waibel 1812: JOHANN JAKOB WAIBEL, *Die Anleitung, den Hanf und Flachs auf das Vorteilhafteste zu pflanzen, einzusammeln und binnen zwey Stunden zu rösten, dass den biisherigen Unbequemlichkeiten ausgewichen, und die Qualität und Menge derselben mit mehr Oekonomie befördert werden kann. Nebst einer Anzeige über höhere Verfeinerung dieser Urstoffe und Baumwollisirung des Kuders*. St.Gallen 1812.

Werdenberger Jahrbuch 1993. Buchs 1992.

Marx Vetsch und der Rübenanbau

Maja Suenderhauf, Buchs

Marx Vetsch von Grabs (1759–1813) war in verschiedenster Hinsicht ein aussergewöhnlicher Mensch mit universellen Fähigkeiten. Geboren in eine Zeit des Umbruchs, der neuen politischen und weltanschaulichen Ideen, wollte er seine Vielseitigkeit stets im Dienst an der Allgemeinheit zur Verbesserung der bestehenden, oft desolaten Verhältnisse und zum Wohle der Armen und Benachteiligten einsetzen. Als unbestechlicher Richter, als Politiker, der 1798 massgeblich an der Befreiung des Werdenberger Untertanenlandes von der Glarner Herrschaft beteiligt war, sowie als Landammann der kurzlebigen Republik Werdenberg stellte er seine staatsmännischen Talente unter Beweis. Von 1798 bis 1801 wirkte er im Helvetischen Grossen Rat und bis zum Jahre 1811 im Kantonsrat St.Gallen und als Friedens-

richter des Kreises Grabs. Als Vierzigjähriger absolvierte er in Zürich die Ausbildung zum Arzt.

Vetsch war ein Visionär: Er war der tiefen Überzeugung, dass langfristig nur durch Verbesserung der Lebensgrundlagen, der Landwirtschaft, der rechtlichen Situation sowie des Schul- und Gesundheitswesens der Standard der Bevölkerung gehoben werden konnte. Wenn diese Grundbedingungen stimmten, so würden die Grundlagen geschaffen, den Menschen zum Schönen und zum Höheren zu führen. Im Sommer 1809 besuchte er die berühmte landwirtschaftliche Schule von Emmanuel von Fellenberg im bernischen Hofwil, um sich als Agronom mit den neuesten Methoden des Pflanzenbaus vertraut zu machen. Vetsch war somit, ganz in heutigem Sinne, ein Entwicklungshelfer für seine

eigene Heimat. Die neuen Ideen und Anbaumethoden, die Vetsch in Hofwil kennengelernt hatte, wollte er dem heimatlichen Grabs zugute kommen lassen, nicht zuletzt als ihm von der St.Galler Regierung auferlegte Pflicht, da ihm der Ausbildungskurs bei Fellenberg bezahlt worden war.¹ Unter anderem nahm er sich der Kultivierung der Runkelrübe (*Beta vulgaris*) und deren Veredlung zur Zuckergewinnung an. Die Runkelrübe war bis anhin vor allem als Futterpflanze bekannt. Schon 1808 hatte Vetsch in Grabs Anbauversuche mit Rüben gemacht und festgestellt, dass sich sowohl Klima als auch Bodenbeschaffenheit bestens zur Kultivierung eigneten. Die Runkelrübe war ein vielfältig verwendbares Gewächs, und Vetsch schilderte ihre

¹ Gabathuler 1981, S. 194 ff.